

MERKUR

Gegründet 1947 als Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken

Eva Horn, Anthropozän

Jens Soentgen, Die Angst der Tiere

Wolfgang Kemp, Und immer siegt das Land

Rasmus Althaus, Straßen, Risse, Netze

Holger Schulze, Optimierung, Klangkolumne

Ekkehard Knörer, Feuerzeug, du. Literaturkolumne

Jakob Hessing, Jiddische Literatur

Jörg Döring, Grassi begutachtet Marcel Reich-Ranicki

David Wagner, Hausbesuche I

Harry Walter, Eine Vase



71. Jahrgang, März 2017

Klett-Cotta

814

Jens Soentgen

Im Funktionskreis des Feindes

Über die Angst der Tiere im Anthropozän

Im Geflecht der biologischen Wissenschaften nimmt die Ökologie neben der Evolutionstheorie eine zentrale Stellung ein, zum einen, weil sie eine Gesamtsicht ermöglicht, zum anderen, weil sie unmittelbar mit Fragen der Naturpolitik verbunden ist. Nicht umsonst gibt es, auch wenn manche Ökologen das nicht sinnvoll finden, eine politische Ökologie, eine sozialökologische Forschung, die *cultural ecology* und die Humanökologie. Zugleich bietet die Ökologie eine allgemeine Theorie der Natur, die weniger abstrakt gefasst und damit auch anschlussfähiger an Diskurse über naturwissenschaftliche Fachgrenzen hinaus ist als etwa die der Physik.

Die Ökologie ist eine Beziehungswissenschaft, heute wie vor einhundertfünfzig Jahren, als Ernst Haeckel den Begriff prägte und ihn zugleich bündig definierte: »Unter Oecologie verstehen wir die gesammte Wissenschaft von den Beziehungen des Organismus zur umgebenden Aussenwelt, wohin wir im weiteren Sinne alle ›Existenz-Bedingungen‹ rechnen können.«¹ Der Sache nach gab es natürlich auch vor diesen Zeilen schon ökologische Forschung, und doch ist der von Haeckel eingeführte Terminus und das intellektuelle Projekt, das er auf zwei, drei Seiten in bewundernswerter Klarheit entwirft und von vornherein mit der darwinistischen Evolutionstheorie zusammendenkt, ein Meilenstein der biologischen Forschung. Der außerordentlich kreative Haeckel hat als Künstler, Biologe und Polemiker in seinem langen Leben auch sonst Großes geleistet, doch keiner seiner Beiträge kann sich, was die langfristige Wirkung angeht, mit dieser Erfindung messen.

Der Interessenhorizont der Ökologie ist weit gespannt. Die Disziplin erforscht die quantitativen Relationen zwischen Jäger- und Beutepopulationen, sie betrachtet die Flüsse von Stoffen und Energie, sie geht auf die Korrelation zwischen geografischen, geologischen und klimatischen Standortfaktoren und Pflanzen- und Tiergesellschaften ein usw. Das alles ist wichtig und belehrt uns über Ausmaß und Charakter der epochalen globalen und lokalen Naturtransformation, die wir erleben und zugleich verursachen. Klarer und praxisrelevanter als alle anderen naturwissenschaftlichen Disziplinen sagt uns die Ökologie, wer wir sind und wo wir stehen. Zugleich

1 Ernst Haeckel, *Generelle Morphologie der Organismen*. 2. Bd. *Allgemeine Entwicklungsgeschichte der Organismen*. Berlin: Reimer 1866.

sind ökologische Forschungen dieser Art unerlässlich, um Gegenstrategien zu entwickeln und deren Wirksamkeit zu überprüfen.

Ökologie der Angst

Trotz ihrer eindrucksvollen Entwicklung hat sich die ökologische Forschung, insbesondere seit den 1960er Jahren, einseitig entwickelt, weil sie zunehmend nur noch die objektivierbare, äußere Seite der Relationen berücksichtigt, die sie erforscht. Naturprozesse haben aber, ganz wie Prozesse in der menschlichen Gesellschaft, auch eine Innenseite. Bewusstsein und Empfinden sind schließlich kein Alleinstellungsmerkmal des Menschen. In der belebten Natur haben die allermeisten Beziehungen des Organismus zur Außenwelt, man denke nur an die zwischen Jäger und Beute, auch ein subjektives, affektives und kognitives Moment. Es muss allerdings methodisch anspruchsvoll, nämlich in einer Kombination von naturwissenschaftlicher und geisteswissenschaftlicher Methodik, von Experiment und Hermeneutik, erschlossen werden.

Dass es sich lohnt, die allzu positivistische Ökologie herkömmlichen Zugschnitts durch eine Ökologie von innen zu ergänzen, Ökologie und Subjektivitätstheorie zusammenzudenken, möchte ich an einem konkreten Beispiel zeigen, nämlich der Ökologie der Angst. Von der Angst her lassen sich einige zentrale Erkenntnisse der Ökologie neu verstehen. Das Phänomen der Angst ist aber auch deshalb wichtig, weil es zur Ökologie des Anthropozäns einen entscheidenden Aspekt beisteuert – denn im Brennpunkt des Emotionslebens der meisten höheren Tiere steht die Angst vor dem Menschen.

Angst kann man zwar auch von außen beobachten, aber man muss sie innerlich erfahren haben, um zu wissen, worum es geht. Wir alle kennen Angstgefühle, wir erkennen sie leicht bei anderen, wir alle waren schon in Vorträgen, wo wir vor lauter Mitleid mit dem zitternden Vortragenden, dessen Stimme bebte, dessen Hemd vor Schweiß troff, die Minuten gezählt haben, die er wohl noch leiden muss. Nur selten können wir der Angst positive Aspekte abgewinnen, meist halten wir sie für lästig, ja für krankhaft, einen Grund, den Psychologen aufzusuchen, hindert sie uns doch an unserer Selbstentfaltung, an der Entfaltung unserer Leistungskraft. Sie scheint uns ein atavistischer Überrest zu sein, und den meisten ist es deshalb peinlich, Angst einzugestehen. In der verdünnten Form der Sorge freilich begleitet sie jeden von uns täglich.

Angst ist aber nicht nur individuell, sondern auch gesellschaftlich bedeutsam. Herrschaft ohne Angst ist schwer denkbar, viele zentrale historische Ereignisse können wir ohne den Faktor Angst gar nicht verstehen. Es ist

folglich auch kein Zufall, dass sich in der allerersten begrifflichen Analyse der Angst in der westlichen Denktradition – in der *Rhetorik* des Aristoteles – die Feststellung findet, dass der *phobos* die Menschen zur Beratung zusammenzieht: die Angst als Ursprung der Politik.

Phänomenologie und Ökologie

Die phänomenologische Existenzphilosophie des 20. Jahrhunderts hat die Angst sogar zum Ausgangspunkt einer Wesensbestimmung des Menschen gemacht. Das geschah in der Hoffnung, auf diese Weise eine tiefere, elementarere Form von Subjektivität zum Vorschein bringen zu können, als es die Analyse intellektueller Operationen vermag. Sehr fruchtbar für eine Ökologie der Angst sind hier die Überlegungen des Phänomenologen und Subjektivitätstheoretikers Hermann Schmitz.

Im ersten Band seines Hauptwerks *System der Philosophie* mustert er typische Situationen gesteigerter Angst, etwa das überraschende Anfasst- und Festgehaltenwerden durch einen Unbekannten oder auch durch etwas Unbekanntes, und stellt fest: »Die Gewalt der Angst läßt dem Betroffenen ... nicht den Spielraum, der ihm gestatten würde, sich von dem Unterschied der Angstanlässe deutliche Rechenschaft zu geben, sondern schnürt sein Bewußtsein gleichsam zu einem primitiven Urerlebnis zusammen, das sich zwar gemäß den verschiedenen Angstanlässen und -reaktionen differenziert, aber im Kern dessen, was es präsentiert, einfach und gleichförmig bleibt ... Bei panischer Angst geht das eigene Selbst als gesondertes, das gleichsam über dem Platz in Raum und Zeit steht, verloren und wird bis zur Identität mit dem Hier und Jetzt in primitiver Gegenwart verschmolzen ... Nur deswegen brennt uns in der Angst die Gegenwart unter den Fersen, weil wir selbst hier und jetzt sind, ohne daß bei hinlänglicher Macht der Angst das Hier, Jetzt und Ich noch geschieden wären.«²

Angst und Fluchtimpuls werden bei Schmitz also zusammengedacht. Daraus leitet er drei Strategien der Angstvermeidung ab: die agierende, bei der die Angst etwa im Wegrennen abgebaut wird; die immobilisierende, bei der genau im Gegenteil die absolute Bewegungslosigkeit gesucht wird; schließlich »das Anklammern an einen anderen«, bei dem man sich von sich

2 Hermann Schmitz, *Die Gegenwart (System der Philosophie, Bd. 1)*. Bonn: Bouvier 1964. Bei bloßer Furcht hingegen läuft man laut Schmitz nicht gewissermaßen vor sich selber weg, es bleibt noch Spielraum für besonnene Überlegung und zum Handeln.

selbst zu entlasten versucht, indem man sich an einem anderen festhält, ja bisweilen in den anderen geradezu hineinkriechen möchte.

Diese nüchterne, das Motorische der Angst betonende Analyse bietet eine Brücke von der Phänomenologie des subjektiven Erlebens zur Biologie und Ökologie des Menschen und der Tiere. Denn wenn es richtig ist, dass wir in der Angst in Formen präreflexiver primitiver Gegenwart ableiten, die uns anders als etwa besonnenes Denken elementar mit uns selbst konfrontieren, dann dürfen wir mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass Tiere ähnlich empfinden.

Der ängstliche Wolf

Die Diskussion darüber, ob man Tieren Bewusstsein, also »innere«, »seelische«, »subjektive« Zustände zuschreiben kann und, wenn ja, welcher Art man sich dieses Bewusstsein vorzustellen habe, wurde schon in hellenistischer Zeit auf hohem Reflexionsniveau geführt und ist seit der Institutionalisierung der modernen naturwissenschaftlichen Forschung im 18. Jahrhundert nicht mehr abgerissen. Für Charles Darwin war tierisches Leben ohne Bewusstsein nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Evolutionstheorie unvorstellbar: »Wenn außer Menschen kein organisches Wesen irgend eine geistige Kraft aufwiese, oder wenn unsere Kräfte grundverschieden von denen der Tiere wären, so würden wir uns nie davon überzeugen können, daß sich unsere hohen Fähigkeiten stufenweise entwickelt haben.«³ Darwin widmet ein ganzes Kapitel in *Die Abstammung des Menschen* dem Nachweis, »daß in den geistigen Fähigkeiten kein fundamentaler Unterschied zwischen den Menschen und den höheren Säugetieren besteht ... Die Tiere empfinden offenbar gerade so gut wie der Mensch Freude und Schmerz, Glück und Elend.«

Jedem, der mit Tieren umgeht, vermittelt sich diese Einsicht ganz unmittelbar.⁴ Wenn ich unserem Kanarienvogel die Krallen schneide, fürchte ich jedes Mal, das winzige Wesen werde vor Angst in meiner Hand sterben, und eine Tierärztin hat meine Sorge noch gesteigert, indem sie mir sagte,

3 Charles Darwin, *Die Abstammung des Menschen*. Leipzig: Kröner 1932.

4 Anfang des 20. Jahrhunderts geriet Darwins Position unter dem Einfluss des logischen Positivismus philosophisch in die Kritik. Dass die Skepsis hinsichtlich der Frage nach dem Geist (*mind*) der Tiere bis heute überleben konnte, obwohl die meisten inhaltlichen Setzungen des Positivismus längst ihrerseits ad acta gelegt worden sind, verrät nicht nur ein erstaunlich geschrumpftes historisches Bewusstsein, sondern auch ein nicht weniger erstaunliches Misstrauen gegenüber der Alltagserfahrung.

dass Tod durch Herzschlag bei solchen Anlässen keine Seltenheit ist. Tiere haben elementare Angst wie wir, wir wiederum sind in der Lage, ihre Angst verstehend wahrzunehmen. Tiere empfinden Angst vermutlich sogar noch intensiver, weil sie sich von ihren Emotionen viel weniger distanzieren können als wir. Es ist wahrscheinlich, dass die Angst, wie die amerikanische Tierforscherin Temple Grandin vermutet, die stärkste Empfindung ist, die Tiere überhaupt kennen, stärker sogar als Schmerz.⁵

Eben weil die Angst bei Tieren so auffällig ist, wurde sie von Naturforschern früh bemerkt und thematisiert. Instruktiv ist in diesem Zusammenhang der Enzyklopädist Charles-Georges Le Roy, der gelegentlich als Vater der modernen Ethologie bezeichnet wird. In seinen *Philosophischen Briefen über die Tiere*, die er vorsichtshalber unter Pseudonym veröffentlichte – er gab sich als »nürnbergischer Arzt« aus, weil er den Hass der Cartesianer fürchtete –, beschreibt er ausführlich das Verhalten des Wolfs in unterschiedlichen Habitaten: »In unangebauten Gegenden, wo überdies noch das Wild zahlreich ist, schränkt sich das Leben der Fleisch fressenden Thiere auf wenige, einfache und ziemlich einförmige Handlungen ein. Sie gehen wechselweise von einem ihnen leicht gewordenen Raube zum Schläfe über.«⁶

Wo aber Menschen unterwegs sind, die ihrerseits in den Wäldern jagen und insbesondere auch Wölfe, sieht dies anders aus. Hier wird des Wolfs Leben von dauernder Angst bestimmt. »Sein von Natur freier und fester Tritt wird schüchtern und vorsichtsvoll, seine Neigungen werden durch die Furcht sehr oft unbefriedigt erhalten.« Und er »wittert kaum einen Menschen, so stellt ihm sein Gedächtniß schon das Bild der Gefahr auf. Die lachendste Beute hat für ihn keinen Reiz, so lange sie diese fürchterliche Vorstellung im Gefolge hat.« Ausdrücklich weist Le Roy darauf hin, dass diese Angst den Tieren nicht angeboren ist, sie haben sie vielmehr im Zug ihrer Verfolgung durch den Menschen erlernt: »Die Bewegung eines Blattes wird bei dem jungen Wolfe höchstens die Neugierde rege machen: allein der unterrichtete alte Wolf, der schon öfters bemerkte, daß das Bewegen der Blätter die Annäherung eines Menschen verkündigte, zittert bei diesem Geräusche.«

5 Vgl. Temple Grandin / Catherine Johnson, *Animals in Translation. The Woman Who Thinks like a Cow*. London: Bloomsbury 2005.

6 Karl Georg Leroy, *Philosophische Briefe über die Verstandes- und Vervollkommnungsfähigkeit der Thiere, sammt einigen Briefen über den Menschen*. Nürnberg 1807. Vgl. Jean-Claude Bourdin, *L'anthropomorphisme de Charles-Georges Leroy chasseur et philosophe*. In: *Dix-Huitième Siècle*, Nr. 42, 2010.

Die im 19. Jahrhundert entstehende Tierpsychologie hat sich immer wieder auch mit der Angst beschäftigt. Systematische und empirisch sowie theoretisch weiterführende Untersuchungen zur Angst der Tiere hat dann im 20. Jahrhundert vor allem der Schweizer Tierpsychologe und Zoodirektor Heini Hediger angestellt.⁷ Der renommierte Forscher registriert in seiner 1990 erschienenen Autobiografie *Ein Leben mit Tieren im Zoo und in aller Welt*, wie seit 1945 immer mehr Forscher sich von der Tierpsychologie ab- und der positivistischen Ethologie, der rein an äußerem Verhalten orientierten Forschung, zuwandten. Er zweifelte allerdings nicht daran, dass diese Entwicklung sich bald selbst korrigieren werde.

Die Angst zählt, so sagt Hediger mit einem Ausdruck des Biologen Jakob von Uexküll, zum »Funktionskreis des Feindes«.⁸ Auch im Schlaf bleiben die meisten wildlebenden Tiere in diesen Funktionskreis eingeklinkt, wie Hediger betont: »Sowohl die Befriedigung des Ernährungs- wie des Geschlechtsbedürfnisses ist ... aufschiebbar – nicht aber die Flucht vor einem drohenden Feind. Und jedes Tier, selbst das größte und wehrhafteste, hat Feinde. Die Flucht muß daher, jedenfalls wenn wir die höhere Tierwelt betrachten, als das biologisch wichtigste Verhalten bezeichnet werden. Die Fluchtbereitschaft ist die erste Pflicht des Individuums zur Sicherung seiner eigenen Existenz und damit auch zur Erhaltung seiner Art.«

Für die Zoologie ist die Angst der Wildtiere schon deshalb interessant, weil sie ein zentrales und zugleich universelles Phänomen darstellt. Die Notwendigkeit ununterbrochener Wachsamkeit und Fluchtbereitschaft prägt sich sogar körperlich aus: in bestimmten Sinnesorganen, die einzig und allein den Zweck haben, den Feind wahrzunehmen, oder in Fluchtorganen, wie etwa den Hinterbeinen des Kängurus, die ein Entkommen im Zickzack erlauben. Man kann Tierarten geradezu an ihrer Fluchtreaktion unterscheiden.

Auch die Beziehung der Tiere zum Raum wird wesentlich durch die Feind- und damit die Angstvermeidung geprägt. Tiere versuchen der Gefahr mit speziellen Raumnutzungsstrategien aus dem Weg zu gehen. Sie verlegen ihre Wohnorte nach Möglichkeit dorthin, wo sie sich vor ihren Feinden halbwegs sicher fühlen. Sie graben Höhlen, klettern auf Bäume und bauen sich Nester oder verlegen ihre Aktivität in die Nacht.

7 Heini Hediger, *Zur Biologie und Psychologie der Flucht bei Tieren*. In: *Biologisches Zentralblatt*, Nr. 54, 1934; ders., *Beobachtungen zur Tierpsychologie im Zoo und im Zirkus*. Basel: Reinhardt 1961.

8 Vgl. Jakob von Uexküll, *Theoretische Biologie*. Frankfurt: Suhrkamp 1973.

Die Angst der Tiere lässt sich messen, denn alle wildlebenden Tiere haben charakteristische Fluchtdistanzen. Hediger stellte fest, dass es für bestimmte wildlebende Tierarten einen in gleicher Situation immer gleichen Abstand gibt, bei dessen Überschreitung sie vor einem wahrgenommenen Feind fliehen. Es ist einsichtig, dass diese Distanz von der Gefahr abhängt, die von dem Feind ausgeht. Die Fluchtdistanz ist dabei keine mechanische Größe, sondern abhängig von Lernerfahrungen.

Das Anthropozän als Phobozän

Das Anthropozän ist, wie die französischen Wissenschaftsphilosophen Christophe Bonneuil und Jean-Baptiste Fressoz zu Recht betont haben, ein Thanatozän, ein Zeitalter des Todes und des Tötens nicht nur der Menschen untereinander, sondern insbesondere auch der Tiere durch den Menschen.⁹ Im Zuge des Kolonialismus wurden die effizienten europäischen Feuerwaffen und Fallen auf alle Kontinente exportiert. 1864 montierte der Norweger Svend Foyn die von ihm entwickelte Kanonenharpune auf ein Boot. Mit dieser Harpune war es erstmals möglich, auch das größte Tier auf Erden, den Blauwal, erfolgreich zu jagen, der in den folgenden Jahrzehnten, wie viele andere Walarten ebenfalls, nahezu ausgerottet wurde. Mit Feuerwaffen wird nahezu überall auf der Welt Jagd auf Tiere gemacht, zu Wasser, zu Land und in der Luft. Es kann also nicht überraschen, dass die Tiere panische Angst vor Menschen haben. Sie müssen dazu oft gar nicht selbst erfahren haben, dass Menschen ihnen ans Leben wollen, vielmehr erlernen sie diese Angst von ihren Artgenossen und von anderen Tieren – sie sehen ja, dass alles wegrennt. Die Angst wird den Tieren durch Erziehung der nächsten Generation eingepflanzt. Das gelegentliche Exempel des Schreckens reicht aus, um ganze Populationen in steter Furcht zu halten.¹⁰

Und das ist unsere Erfahrung des Verhaltens der Tiere: Sie fliegen, rennen, hoppeln davon, sobald sich ein Mensch auch nur von Weitem sehen lässt. Dabei gibt es jedoch Unterschiede, es gibt eine Geografie der Angst. In Städten und Parks etwa sind Schwäne und Enten, sogar Hasen und Kaninchen in der Regel wenig scheu, und immer wieder kann man dort auch Füchse

9 Christophe Bonneuil/Jean-Baptiste Fressoz, *L'Événement Anthropocène. La terre, l'histoire et nous*. Paris: Seuil 2013.

10 Zum sozialen Lernen auch von Furcht vgl. Bennett G. Galef Jr./Kevin N. Laland, *Social Learning in Animals. Empirical Studies and Theoretical Models*. In: *BioScience*, Nr. 6, Juni 2005; Jean-Francois Gariépy u. a., *Social Learning in Humans and Other Animals*. In: *Frontiers in Neuroscience*, Nr. 8, 58, März 2014.

aus nächster Nähe beobachten. Das ist in Wäldern nicht möglich – wer als Pilzsammler im Forst unterwegs ist, wird entweder kein Tier sehen oder aber explosionsartig aufspringende und wegrennende Tiere.

Der Grund ist nicht schwer einzusehen, wenn man sich die Jagdkanzeln ansieht, die das Land nahezu flächendeckend überziehen und viele Wälder umstellen und durchsetzen, so dass manche Forste an Lager erinnern. Wildtiere wissen, was sie von Menschen zu erwarten haben, und machen dabei nur selten Unterschiede zwischen harmlosen Spaziergängern und Jägern. Dadurch entsteht, wenn man in unseren Nutzwäldern unterwegs ist, oft der Eindruck, diese seien leer und einsam. Die Wildtiere verlegen, um vor den Menschen auf der Hut zu sein, ihre Aktivität in die Nacht: Sie werden Nachtwild oder Dickungswild, wie die Jäger sagen. Dies ist nicht etwa ihre natürliche Lebensform, sondern eine erworbene, mit Stress verbundene Abwehrmaßnahme, eine Reaktion, die dazu führt, dass wir die Tiere nicht sehen. Und die damit unsere Entfremdung von der Natur nur weiter vertieft.

Angstfreie Tiere

Angst ist heute der bestimmende Faktor in der Koexistenz der Wildtiere mit dem Menschen. Historische Dokumente zeigen uns, dass dies nicht immer und überall so war. Im Zeitalter der Entdeckungen haben Europäer oft Inseln angesteuert, deren Tierwelt keinerlei Scheu vor Menschen zeigte. Der Amerikanist Georg Friederici hat zahlreiche Beschreibungen angstfreier Tiere auf unbewohnten Inseln gesammelt – so von Columbus auf den neu entdeckten Inseln Alto Velo und Beata oder von Vespucci auf der brasilianischen Insel Fernando de Noronha.¹¹ »Selbst die Fische der Bermudas«, so referiert er die Reiseberichte, »waren wie die Fische im Märchen so zahm, daß sie sich mit der Hand fangen oder mit einem Stock erschlagen ließen.« Er fügt hinzu, dass sich Ähnliches während der Conquista auch auf dem Festland zeigte, »als die Kaninchen und Präriehunde die ihnen bisher unbekannteren Pferde nicht vom ungefährlichen Bison zu unterscheiden vermochten, und die Hirsche Mittelamerikas und der Llanos von Venezuela eben diese Pferde für ihresgleichen hielten, und sie alle daher eine leichte Beute der berittenen Spanier wurden«.

Auch bei den Entdeckungsreisen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts zeigte sich immer wieder dieses Bild; insbesondere Nordlandfahrer erzählen davon, aber auch Afrikareisende. Der Großwildjäger und Natur-

11 Georg Friederici, *Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer*. Bd. 1. Stuttgart: Perthes 1925.

schützer Carl Georg Schillings schreibt zu Beginn des 20. Jahrhunderts blumig: »Ich halte die Mythe vom Paradiese und der ehemals herrschenden Eintracht unter seiner Tierwelt nicht für unwahr. Was die glaubwürdigsten Männer aus den hochpolaren Gegenden unserer Erde erzählen, daß sie dort die ausnehmend klugen Seelöwen und Robben, Renttiere (sic!) und Vögel antrafen, die nicht einen Zoll vor dem Menschen zurückweichend, keine Spur von Angst bezeigten, hat vor der beginnenden Suprematie des homo sapiens für unsern gesamten Planeten gegolten. Was jene Männer in den menschenleeren polaren Wüsten geschaut, habe ich in den Wüsten des in seiner blendenden Lichtfülle zu Unrecht mit dem Namen des schwarzen Kontinents bezeichneten Erdteiles noch heutigen Tages oftmals beobachten dürfen. In der Gemeinschaft einer einzigen ungeheuren Herde drängten sich Fried- und Raubtiere zu gewissen Zeiten in den Steppengegenden zusammen.«¹²

Wie viele andere Afrikareisende weist auch Schillings darauf hin, dass durch die Einführung europäischer Schusswaffen eine neue Situation entstanden ist: »Hat der Eingeborene Schußwaffen, so vermag er bei seiner großen Geduld Wild jeder Art ohne Gefahr für ihn selbst auf dem Anstand zu erlegen; er vermag die sonst von ihm gefürchteten Elefanten und Nashörner anzugreifen, und vor allen Dingen als Jäger in den Dienst europäischer und indischer Händler zu treten, die ihn beauftragen, um der Häute willen Tiere für sie zu erlegen.«

Erst durch die Ausbreitung von Feuerwaffen durch den europäischen Kolonialismus des 18. und 19. Jahrhunderts und nicht einfach durch die von Schillings abstrakt beschworene »Suprematie des homo sapiens« entstand eine neue Geografie der Angst, die sich messbar in deutlich vergrößerten Fluchtdistanzen manifestierte. Pfeile und Speere entfalten ihre tödliche Kraft auf kurze Distanz – ein Bogenschütze ist nur im Umkreis von bis zu 40 Metern gefährlich, während ein Gewehrschütze sein Ziel noch auf Distanzen von 180 Metern treffen kann. Wichtig für den Angsteffekt ist aber auch der Schock, den der unerwartete, weit hörbare Knall auslöst. Durch den Knall hören auch die nichtgetroffenen Tiere, was los ist – diese Erfahrung prägt sich traumatisch ein und wird an die nächste Generation weitergegeben.

12 Carl Georg Schillings, *Mit Blitzlicht und Büchse. Neue Beobachtungen und Erlebnisse in der Wildnis inmitten der Tierwelt von Äquatorial-Ostafrika*. Leipzig: R. Voigtländer 1905.

Versöhnung mit der Natur

Das Zusammendenken von Ökologie und Subjektivitätstheorie kann durch eine normative Perspektive ergänzt werden. Mit einem Wort von Theodor W. Adorno bezeichne ich sie als Versöhnung mit der Natur. Der Traum von einem friedlichen, angstfreien Zusammensein von Mensch und Tier ist nicht nur im Mythos präsent, sondern lebt in jedem Menschen, erst recht aber in allen Kindern. Man muss diesen Traum nicht als unrealistisch verspotten und verhöhnen. Er nährt sich von Erinnerungen und Erfahrungen. Als die Menschen noch wenige waren und harmlos bewaffnet, hatten die Tiere wenig oder gar keine Angst vor ihnen. An der Angst muss ansetzen, wer die Entfremdung zwischen Mensch und Natur mindern will.

Es hat durchaus einen Grund, weshalb Adornos Gedanke einer Versöhnung mit der Natur bislang weder in der Naturpolitik noch in der ökologischen Theorie aufgegriffen wurde, auch nicht in der sozialen Ökologie des Frankfurter Instituts für sozial-ökologische Forschung, die doch behauptet, an die Kritische Theorie anzuschließen. Wenn man nämlich Ökologie rein positivistisch denkt, hat man keinen Ansatzpunkt, um Versöhnung mit der Natur auch nur denken zu können, denn das setzt eine innere emotionale Beteiligung auf beiden Seiten und damit Subjektivität voraus.

Ich höre schon den Spott – wie kann man von Versöhnung mit der Natur sprechen? –, ist die Natur doch selbst ein einziger Kampfplatz: »nature, red in tooth and claw«, wie Tennyson dichtet. Die Frage ist allerdings, wie überzeugend die Idee eines permanenten Ausnahmezustands in der Natur eigentlich ist. Natürlich wird der Mensch nie den Löwen mit der Gazelle versöhnen, und doch wäre es falsch zu denken, Raubtiere und Beutetiere lägen in der Natur in permanentem Kampf miteinander, oft können sie einander sogar erstaunlich nahekommen. Nur der Mensch ist in der Natur fast überall eine Panik erzeugende Ausnahmegestalt.

Es ist also Zeit für Schritte zu einer Versöhnung – nicht aller Naturwesen untereinander, sondern des Menschen mit der Natur. Was ist damit gemeint? Versöhnung bedeutet kein Ineinanderüberfließen; die Gegensätze bleiben bestehen. In seiner *Negativen Dialektik* schreibt Adorno: »Der versöhnte Zustand annektierte nicht mit philosophischem Imperialismus das Fremde, sondern hätte sein Glück daran, daß es in der gewährten Nähe das Ferne und Verschiedene bleibt, jenseits des Heterogenen wie des Eigenen.« Versöhnung ist also ein gelassenes Seinlassen, das Nähe ermöglicht: »Versöhnung wäre daran zu messen, ob sie das Unterschiedene in seiner Andersartigkeit bestehen läßt, ohne in eine Feindschaft mit ihm zu geraten.«

Adorno selbst hat den Begriff der Versöhnung nirgends ausdrücklich definiert, es dürfte sich aber lohnen, ihn zumindest von dem des Sich-Vertragens abzugrenzen. Für das Sich-Vertragen spielt die Vorgeschichte der Beteiligten keine Rolle. Versöhnen kann man sich hingegen nur, wenn zuvor ein Zustand der Feindschaft bestanden hat, der überwunden wird. Versöhnen geht auf die innere Gesinnung; es zielt darauf, dass Vertrauen anstelle von Hass und Angst entsteht. »Man versöhnet sich mit jemanden«, schreibt der Sprachforscher Samuel Stosch im Jahr 1770, »wenn man den Haß, oder die Feindschaft, welche man gegen ihn hatte, ableget, und freundschaftlich gesinnet wird. Man verträget sich mit ihm, wenn man ihm äusserlich nicht mehr wie einem Feinde begegnet, sondern gut mit ihm umgeheth.«¹³ Die Steigerung der Versöhnung, bei der manchmal noch stummer Groll zurückbleiben kann, ist die Aussöhnung.

Versöhnung mit »der Natur« ist ein utopisches Ziel. Doch trotz oder gerade wegen ihres utopischen Überschusses kann die Idee der Versöhnung mit der Natur Praxis anleiten. Versöhnung ist eine wichtige Ergänzung unserer natur- und umweltbezogenen politischen Ideen, die bislang lediglich als äußerliche Managementziele daherkommen, wie sich etwa am Konzept der Nachhaltigkeit illustrieren lässt, bei dem es darum geht, einen bestimmten, anhand objektiver Kriterien festgelegten Systemzustand durch eine bestimmte Form von Praxis zu erhalten. Wir wollen dieses oder jenes Ökosystem nachhaltig behandeln, Luft soll rein sein, das Wasser sauber usw. Das alles ist wichtig, und ich selbst beteilige mich seit vielen Jahren an solchen Forschungsarbeiten. Sie bedürfen zu ihrer Ergänzung aber neuer Konzepte wie Rettung und eben Versöhnung, die einen inneren Naturbezug voraussetzen, der nicht nur auf messbare Parameter, sondern auf eine Veränderung von Gesinnung und Gefühl setzt.

Hier haben die hermeneutischen Naturwissenschaften und ihre Publizistik eine zentrale Funktion. Sie beruhen auf einer Kombination interpretativer Methoden, von methodisch kontrolliertem Einsatz der eigenen Subjektivität und technisch zugerüstetem Experiment. Stärker als die europäische Hermeneutik, die sich vor allem auf das Verstehen von Schriften konzentriert,¹⁴ sind zum Verstehen von Tieren oft technische Vorrichtungen erforderlich. Über das Erleben etwa der Fledermäuse wissen wir erst seit den späten 1940er Jahren Genaueres, seit der US-amerikanische

13 Samuel J. E. Stosch, *Versuch in richtiger Bestimmung einiger gleichbedeutender Wörter der deutschen Sprache*. Frankfurt/Oder 1770.

14 Vgl. die Rekonstruktion von Wolfgang Detel, *Geist und Verstehen. Historische Grundlagen einer modernen Hermeneutik*. Frankfurt: Klostermann 2011.

Zoologe Donald R. Griffin ihre Echolotorientierung mit Geräten hörbar machte.¹⁵ Waren die Tiere zuvor, wie sich anhand vieler Quellen belegen lässt, als Geschöpfe der Nacht und des Teufels verrufen und daher Gegenstand von gezielter Verfolgung, wächst seither das Verständnis für sie und damit auch die Bereitschaft, sich für sie einzusetzen. Eine adaptierte Version der Ultraschallmikrofone erlaubte später einem Schüler von Griffin auch die Entdeckung der Walgesänge. Versöhnung braucht Verständnis, das seinerseits von den hermeneutischen Naturwissenschaften gefördert wird, wie analog die hermeneutischen Geisteswissenschaften Toleranz und friedliche Koexistenz fördern können. Doch auch im normativen Bereich sind Erneuerungen nötig.

Das Gebot, unnötigen Schmerz zu vermeiden, ist in allen Waid- und Fischgerechtigkeiten sowie im deutschen Tierschutzgesetz festgeschrieben. Das Gebot der Angstminimierung hingegen ist noch nicht in ähnlicher Weise verankert, sollte es aber sein. Orte verminderter Angst der Tiere vor Menschen sind heute schon die Nationalparks, jedenfalls überall dort, wo diese sich ein absolutes Interventionsverbot auferlegt haben. Aus solchen Einrichtungen in Afrika und Amerika wird von europäischen Naturfreunden immer wieder begeistert berichtet, um wie viel entspannter sich dort die Wildtiere dem Menschen gegenüber verhalten.

Der Ornithologe Helmut Brücher schildert zum Beispiel, dass er bei einer Afrikareise an einen auf einem Baum sitzenden Adler bis auf zwei Meter ohne Probleme herankam. In Deutschland hingegen betrage die Fluchtdistanz einen Kilometer, er müsse sich hier »zur Adlerbeobachtung in natoliv kleiden, ein Fernglas für 1500 Euro umschnallen und das Fernrohr für 2500 Euro nicht vergessen«.¹⁶ In Europa ist der »Nationalparkeffekt« nicht so ausgeprägt, weil hier, was besonders die Kollegen aus Afrika kritisieren, intensiv gejagt wird. Und auch gejagt werden muss, weil die größeren Beutegreifer wie Bär, Luchs und Wolf aus deutschen Wäldern verschwunden sind. Dennoch bedeutet das nicht, dass die gegenwärtige Praxis des Jagens alternativlos wäre. Jagdreformen, eine Jagdwende gar, sind in Deutschland wie in Europa überfällig.

Jagdverbote für einzelne Arten wie etwa die Rohrweihe haben nicht nur den positiven Effekt, dass die Tiere am Leben bleiben, sie nehmen den Tie-

15 Donald R. Griffin, *Vom Echo zum Radar. Mit Schallwellen sehen*. München: Desch 1960.

16 Helmut Brücher, *Warum ist Wild wild – ist Scheuheit natürlich oder antrainiert? Stören Nationalparkbesucher Wildtiere?* In: *Natur- und Umweltschutz-Akademie des Landes Nordrhein-Westfalen (NUA)*, Nr. 15, 2005.

ren auch die Angst, was dazu führt, dass diese neue, näher an Menschen gelegene Reviere besetzen und sich damit in Gegenden ausbreiten können, die ihnen zuvor verschlossen waren.¹⁷ Auch eine Konzentration der Jagd auf wenige Herbsttage im Jahr, wie sie etwa im Schönbuch, einem Nationalpark in Baden-Württemberg, betrieben wird, zeigt positive Effekte. Es wäre durchaus sinnvoll, solch moderne Jagdmethoden auch außerhalb von Nationalparks anzuwenden.

Wäre es nicht richtiger, die Jagd ganz zu verbieten? Würde nicht erst damit eine seit Jahrtausenden währende Feindschaft, unter der Tiere wie Menschen leiden, ausgesöhnt? Umsetzbar wäre ein regionales oder gar deutschlandweites Jagdverbot nur dann, wenn Ersatz geschaffen würde, konkreter: Wer keine Jäger will, muss – zumindest in unseren Breiten – große Beutegreifer wie Luchse, vielleicht Bären, jedenfalls aber Wölfe wollen. Was aber wäre damit gewonnen, den Jäger abzuschaffen? Haben die Beutetiere vor dem Wolf denn nicht ebenfalls Angst? Hier geht es mir, nochmals sei es betont, um die Aussöhnung des *Menschen* mit den Wildtieren, darum, dass Vertrauen zwischen Menschen und Tieren wachsen kann, Vertrauen, das für den Erlebnisgehalt der Naturbegegnung und damit indirekt auch für die Akzeptanz des Naturschutzes entscheidend ist. Deshalb glaube ich, dass eine Wiedereingliederung des Wolfs in Deutschland einen Schritt zur Versöhnung zwischen Mensch und Natur darstellen könnte, mag sich das auch paradox anhören.

Ich glaube das auch deshalb, weil diese Option zeigt, dass wir auf dem Weg der Versöhnung mit der Natur nur weiterkommen werden, wenn wir nicht nur Tieren die Angst vor uns nehmen, sondern auch in Kauf nehmen, selbst Angst in der Natur zu erleiden.¹⁸

17 Vgl. Wilhelm Bode/Elisabeth Emmert, *Jagdwege. Vom Edelhobby zum ökologischen Handwerk*. München: Beck 2000.

18 Vgl. Val Plumwood, *The Eye of the Crocodile*. Edited by Lorraine Shannon. Canberra: Australian National University Press 2012.